



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Die Annahme des Flottengesetzes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Annahme des Flottengesetzes

Im 28. März 1849 wählte die Nationalversammlung in Frankfurt kraft der Souveränität, die sie sich selbst zuschrieb, den König Friedrich Wilhelm IV. zum „Kaiser der Deutschen.“ Er lehnte die Krone ab und brachte damit die ganze so hoffnungsreich begonnene Einheitsbewegung zum Scheitern. Fast fünfzig Jahre später, am 28. März 1898, hat der verfassungsmäßige deutsche Reichstag das ihm von der Regierung des Deutschen Kaisers vorgelegte Gesetz über die Neugründung der deutschen Kriegsflotte — denn eine solche ist es so gut, wie die preussische Heeresreorganisation Wilhelms I. eine Neugründung des Heeres war — in dritter Lesung endgiltig angenommen. Ein merkwürdiges Zusammentreffen der Tage, und eine merkwürdige Parallele! Selbst der verhärtetste Pessimist wird nicht leugnen können, daß das nationale Leben seit 1848 ungeheure Fortschritte gemacht hat. Vor fünfzig Jahren rang das deutsche Volk noch um die Grundlagen seiner nationalstaatlichen Existenz, und in dem Augenblicke, wo seine Vertreter seit 57 Jahren zum erstenmale wieder einen Kaiser kürten, waren sie thatsächlich weiter von der Erfüllung ihrer Wünsche entfernt als am Anfange der ganzen Bewegung. Heute ist nicht nur der deutsche Nationalstaat unter dem Kaisertum der Hohenzollern fast seit drei Jahrzehnten eine Thatsache, sondern das Reich ist auch in die Reihe der Weltmächte eingetreten und schießt sich mit ruhiger Energie an, seinen Anteil an der Weltherrschaft zu behaupten. Damals drohte England in frechem Hochmut, die schwarzrotgoldne Flagge der deutschen Kriegsschiffe als eine Seeräuberflagge zu behandeln; heute begrüßen die Times Deutschland als eine der Seegroßmächte, und unsre Flagge, die in ihrem Schwarzweißrot die Farben

Preußens und der Hansestädte, der nationalen Monarchie und des seegewaltigen mittelalterlichen Bürgertums bedeutungsvoll vereinigt, deckt die Schiffe der zweiten Handelsmacht der Welt.

Doch nicht alles in diesem Vergleiche zwischen einst und jetzt fällt zu Gunsten der Gegenwart aus. Mit dem Parlament von Frankfurt, das kühn und hochsinnig einen Kaiser kürte, hält der deutsche Reichstag in dem Prachtbau am Königsplatz in Berlin, der die Flotte bewilligte, leider gar keinen Vergleich aus. Von dem Maße des lautersten Patriotismus und des idealistischen Edelsinns, der den Kern der Volksvertreter in der Paulskirche befeelte, ist in dem heutigen Reichstagspalaste wenig oder gar nichts zu finden, und dieselbe bürgerliche Demokratie, die sich 1848 für eine deutsche Flotte begeisterte, die erst zu schaffen war, hat sich jetzt zum Teil dem Ausbau einer Kriegsmarine widersetzt, die schon eine rühmliche, wenn auch noch keine kriegerische Geschichte hinter sich hat. Und so steht auch der heutige Reichstag in der allgemeinen Schätzung ebenso tief, wie das Frankfurter Parlament hochstand. Wenn Eugen Richter lezthhin beweglich klagte, daß die Regierung nichts thue, um den „Respekt“ vor dem Reichstage zu erhöhen, und ihr das Gegenteil vorwarf, so richtete er diese freisinnige Elegie an eine ganz falsche Adresse; er sah den Balken im eignen Auge nicht. Jedes Parlament genießt soviel Ansehen, als es sich selbst verdient, und wenn der „Respekt“ vor dem Reichstage so tief gesunken ist, so trägt daran niemand anders Schuld, als die gefinnungstüchtigen, unbelehrbaren Reinsager vom Schlage Richters und die gewohnheitsmäßigen Schwänzer aus allen Parteien. Wie soll sich noch jemand für die Wahrung der Rechte des Reichstags besonders begeistern oder über ihre angebliche Verkürzung entrüsten, wenn die Mehrzahl der Volksvertreter so wenig Wert darauf legt, diese Rechte auszuüben!

So hat es denn auch einer sehr lebhaften Agitation bedurft, um die Stimmung des hohen Hauses soweit zu beeinflussen, daß sich schließlich eine anständige Mehrheit für das Flottengesetz zusammenfand. Die Agitation wurde begünstigt durch die Ereignisse in China und in Haiti, die ein gütiges Geschick uns im rechten Augenblicke sandte, um uns die Augen zu öffnen. Eugen Richter sah freilich in der Agitation eine unerhörte Beeinflussung von oben, denn natürlich, zu agitiren ist nur der Demokratie und der Opposition erlaubt; daß gewesene Marineoffiziere mit und ohne Auftrag Flugschriften schrieben und herumreisten, um Vorträge über die Flotte zu halten, das war ganz und gar unerlaubt, denn am Ende mußte man sich doch sagen, daß sie von der Sache fast ebenso viel verstünden, wie der unentwegte flottenscheue Vertreter von Hagen oder die drei Sozialdemokraten, die Hamburg in den Reichstag schickte, daß also ihr Auftreten auch nicht eines gewissen Eindrucks verfehlen werde, und es gelang wirklich in überraschend kurzer Zeit, im deutschen Volke eine mächtige Strömung zu Gunsten der Regierungsvorlage hervorzurufen; die Befürchtung, der große

Moment könne wieder einmal ein kleines Geschlecht treffen, erfüllte sich nicht. Allerdings, als es zur Entscheidung kam, da fanden sich wieder Polen, elsässische Protestler, Welfen und Sozialdemokraten zusammen, um dem Reiche etwas zu verweigern, was es zu seiner Entwicklung notwendig braucht, und um damit zu beweisen, daß die Regierung auf dem richtigen Wege war. Daß mit diesen grundsätzlichen Reichsfeinden, die sich allerdings zuweilen darüber entrüsten, wenn man sie rund heraus als solche bezeichnet, auch ein Teil des bürgerlichen Freisinns stimmte, bewies wieder einmal, wie unglaublich unreif noch viele Glieder dieses Bürgertums sind, das sich wenigstens früher gern geberdete, als sei es die Nation selbst; unreif, weil es immer noch in den Banden des Doktrinarismus liegt, unreif, weil es wieder einmal nicht begriffen hat, wie sich eine Partei Macht und Einfluß auf die Regierung sichern kann. Da ist das Zentrum denn doch sehr viel klüger gewesen. Zwar seine süddeutschen Mitglieder haben meist gegen die Vorlage gestimmt, teils aus süßer Gewohnheit, teils aus Rücksicht auf ihre Wähler, die noch in binnenländischem Stumpfsinn gegenüber den Seeinteressen der Nation beharren, weil ja allerdings der Neckar oder die obere Donau nicht einmal ein Torpedoboot trägt, und es der Masse auch der gebildeten Süddeutschen leider selten einfällt, einmal ans Meer zu reisen und sich dort davon zu überzeugen, was Welthandel ist, von dem sie zu Hause nichts sehen; aber der Kern der Partei ist doch eben dafür eingetreten, wenn nicht aus Patriotismus, so doch aus Klugheit, denn sie hat sich dadurch den Dank der Regierung verdient, und mehr als jemals gilt es jetzt, daß Zentrum Trumpf ist. Wir sehen darin nun keineswegs ein Glück, aber ist es ein Unglück, daß die deutschen Katholiken für die Lebensinteressen des Reichs Verständnis gezeigt haben? Ein Unglück ist es nur, daß das „freisinnige“ protestantische Bürgertum so wenig davon gezeigt hat. Nur dies hat dem Zentrum seine unnatürliche Machtstellung verschafft, die jedenfalls auch den künftigen Reichstag bezeichnen und damit auch auf die Politik des Reichs einen stärkern Einfluß ausüben wird, als es jede andre Partei vermag.

Wie dem auch sein mag: die starke Kriegsflotte, die Deutschland braucht, und für die daher die Grenzboten nicht erst in den letzten Monaten, sondern schon seit Jahren eingetreten sind, ohne Auftrag von oben, ist nunmehr gesichert und wird gebaut. Damit ist der Wunsch, den wir vor einiger Zeit hier aussprachen, es möge dem Kaiser vergönnt sein, für die Flotte und die Weltstellung der Nation das zu werden, was sein Großvater für das Heer und Deutschlands Einigung gewesen ist, seiner Erfüllung nahe gerückt, oder vielmehr, er ist schon halb erfüllt, und das darf der Kaiser auch als einen ganz persönlichen Erfolg betrachten. Denn unermüdlich, nicht abgeschreckt durch böswillige oder unverständige Kritik, ist er seit Jahren bemüht gewesen, das Verständnis und die Sympathien für die Marine, deren bester Kenner er ist, und die ihn mit begeistelter Hingebung verehrt, in immer weitere Kreise zu

tragen und die Vorlage vorzubereiten. Er darf deshalb von der Erneuerung der Flotte sagen, was vor nunmehr fast vierzig Jahren Wilhelm I. von der Heeresreorganisation sagte: „Sie ist mein eigenstes Werk.“ *



Friedrich der Große und England

nach dem siebenjährigen Kriege

Von Kurt Trensch von Buttlar



Es ist bekannt, daß zwischen Friedrich dem Großen und seinem Oheim Georg II. von England die persönlichen Beziehungen niemals innig gewesen sind. Die englisch-preußische Allianz während des siebenjährigen Krieges entsprang keinem Herzensbedürfnis der beiden Monarchen, und ein irgendwie nahe persönliches Einverständnis hat sie nicht hervorgerufen. Friedrich schloß das Bündnis nur aus politischer Berechnung; aber diese Berechnung, die ihn zur Konvention von Westminster führte, war falsch. Auch war die Unterstützung der Engländer während des Kriegs nie besonders lebhaft; die Sendung einer Flotte in die Ostsee z. B. erfolgte trotz alles Drängens des Königs nicht. Aber seine eignen Versprechungen hielt der König treulich. Das englische Volk sah in dem Bündnis mit Preußen nie mehr als ein bloßes Geschäft; für den nachträglich ausgesprochenen Gedanken von den gemeinsamen protestantischen Interessen oder für die Blutsverwandtschaft der beiden Völker hatte der nüchterne Engländer keinen Sinn. Sobald das Bündnis mehr zu kosten schien, als es nützte, waren die Engländer keinen Augenblick darüber im unklaren, daß sie sich baldmöglichst des unbequemen Bundesgenossen entledigen mußten. Nur die gewaltige hinreißende Persönlichkeit William Pitts verschaffte dem Preußenkönig und dem Bündnis mit ihm eine gewisse Popularität, und auch Pitt mußte heiß kämpfen, um das Parlament bei dem Bündnis, das ein wesentliches Stück seiner gesamten Politik bildete, festzuhalten. Mit dem Sturze Pitts fiel die preußische Allianz, das heißt, der That nach, der Form nach bestand sie weiter. Wie sie aber eingehalten wurde, das bleibt für alle Zeit eines der schmachlichsten Kapitel der englischen Geschichte, die an derlei Skrupellosigkeiten gerade nicht arm ist.

Man hat neuerdings das Verhalten des Nachfolgers Pitts, des Earl of Bute, in ein günstigeres Licht zu rücken versucht; man hat es aus den innern eng-